Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 15

Artikel: Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]
Autor: Laedrach, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640970

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das gantz Neuw
Testament/
Grundtlich vnd wohl
verteutschet/nach Hebreischer/
Griechischer vnd Lateinischer
Sprach:
Auch gezieret mit vil schönen vnd
notwendigen Concordanzen.
Getruckt zu Basel/in Verlegung
Hieron. Schwartzen Buchhändlers/
M DC LXXXVII.

Passion in Bern

Widertäuffer-Ordnung:
Darinnen enthalten
Wie in der Statt BERN Teutschen Landen
wider die Widertäuffer/
als
ungehorsame/verführerische und widerspenstige Leut
verfahren/ und dieselben abgeschafft/ und
gestrafft werden sollend.
Getruckt zu BERN / in Hoch-Oberkeitlicher Truckerey
Durch Andreas Hügnet, 1635.

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach

Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

Dann fuhr das unglückliche Schiff in den strudelnden Rhein; düster lag Waldshut vor den finsteren Tannenwäldern, die hinter ihm aufstiegen, rasch ging es jetzt abwärts.

Schiffer und Soldaten wurden lebhafter als vorher. Das Schiff war schwer beladen, wie kam man durch die Stromschnellen von Laufenburg? War es ratsam, die Auswanderer auszubooten und sie unterhalb der wilden Wasser wieder einzuladen?

Der Schiffer lachte den Hauptmann Stettler aus, der die Bedenken äußerte.

Da war man ja schon.

„Festsitzen an seinem Platz!" fuhr er die Auswanderer an. Wilde Spritzer rauschten über das Schiff, ein Schrei entstieg dem Boot, von Fluchen und Gelächter übertönt, und schon sah man die grauen Häuser Laufenburgs von unten her, wo wieder ruhigeres Wasser floß.

„Jetzt ist sie heim", hieß es plötzlich bei den Frauen, und verfärbt, mit gläsernem Blick, lag die Barbara Grumbacher einer Mitschwester auf dem Schoß.

„Verflucht", knurrte der Hauptmann, „hätte sie das nicht schon im Spital tun können! So wollen wir sie nicht mehr mit; in Basel wollen wir nicht mit einer Toten landen!"

Vor Säckingen erschien ein flaches Ufer vor einem Wald. Der Hauptmann ließ das Schiff an einer Eiche festbinden. Die Soldaten stiegen aus und scharrten ein Grab. Dann holten sie die Gestorbene und legten sie hinein.

Niemand von den Täufern durfte aussteigen; aber während das Grab gemacht und wieder zugedeckt wurde, sangen die, die noch singen konnten:

Weil nun die Zeit vorhanden ist,
Daß wir hier müssen scheiden,
So wöll uns Gott zu dieser Frist
Genädiglich geleiten.
Mit Leib und Seel in deine Händ
Tun wir uns dir befehlen;
Bleib du bei uns bis an das End,
So mögen wir nicht fehlen.

•

Bei der Schifflände in Basel wartete Herr Ritter schon seit einer halben Stunde in Regen und Wind.

Das Täuferschiff kam nicht, und ihm wurde angst.

Wie würde das Geschäft ausfallen? Für jeden Täufer, den er nach Amerika brachte, hatte er fünfundvierzig Taler zu gut; aber wenn er sie nicht hinüber brachte, wenn sie unterwegs zurückblieben, krank wurden oder starben?

Beim Einsteigen in Bern hatten sie ihm nicht gefallen, jetzt nahm ihn wunder, wie sie die Reise überstanden bei dem schlechten Wetter. Nach seiner Rechnung sollte das Schiff längst da sein, schon fing es an zu dunkeln, und man sah noch kein Bernerschiff auf dem Strom. Doch, dort kam es! Mit Ruder und Stachel begannen die Landungsmanöver, jetzt war es da!

Herr Ritter griff sich an den Kopf und kratzte hinter dem Ohr unter der Perücke.

Das sah nicht gut aus! Auf den Schiffsbänken saßen und lagen sie, hustend und fiebernd, teilnahmslos, lauter Schwerkranke! Waren es überhaupt noch alle?

Der Hauptmann stieg aus und grüßte.

„Wie ging die Fahrt?" fragte Herr Ritter.

„Alles in Ordnung, nur ließ uns das Wetter im Stich."

„Wie geht es den Leuten?", fragte er ängstlich weiter.

Der Hauptmann zuckte die Achsel. „Ihr seht es selbst, gut geht es ihnen nicht; aber nicht der Reise wegen. Wenn man ein Jahr lang hungert oder zwei, so mag man nichts mehr aushalten. Eine Frau ist hin, wir haben sie bei Säckingen begraben und sind deswegen etwas verspätet."

„Donnerwetter", fluchte Herr Ritter, „und die nächsten begraben wir hier in Basel, die Leute liegen ja herum wie Tote!

Hoffentlich ist Platz in der Sust, oder müssen wir gar ins Spital? Haben sie schon zu essen bekommen?"

Der Hauptmann lachte: „Was sie bekommen sollen, haben sie längst, Wasser und Brot!"

„Zum Teufel, dann gehen sie mir zu grunde, und ich bringe sie niemals nach Amerika!"

„Das denke ich auch", gab der Hauptmann zu, „aber glaubtet Ihr im Ernst, der Schultheiß habe die Letzköpfe dorthin schicken wollen? Meinet Ihr nicht auch, er habe gehofft, daß der ganze Bettel unterwegs umkomme?

Im Gegenteil, er würde es übel nehmen, wenn Ihr sie hinüber brächtet! Ich habe nicht umsonst strickten Befehl, die Gefangenen nur mit Wasser und Brot zu füttern!"

„Aber heute müssen sie eine warme Suppe haben!"

„Meinetwegen, wenn Ihr dafür sorgen und sie bezahlen wollt; ich will Euch nicht davor sein!"

Der Kaufmann aus Bern griff sich an den Kopf. Ihm ging ein schlimmes Licht auf, war er der Betrogene?

Er begriff, warum niemand mit ihm gemarktet hatte, warum man ihm die fünfundvierzig Taler ohne weiteres zugestand.

Er war nur da, um unangenehme Gefangene wegzuschaffen und begraben zu lassen!

Wenn er nur von der ganzen Geschichte nie etwas gewußt hätte. Und der Schultheiß? War er ein so schlechter Mensch?

Herr Ritter wandte sich voll Ekel ab und spuckte in den Rhein. Das Geschäft war verpfuscht, das sah er ein; aber dann sollten wenigstens die Herren von der Täuferkammer nicht noch Freude daran haben!

Rasch überlegte er: Täglich ein warmes Essen, nachts ein warmer Raum, das würde nicht allzu teuer kommen und doch den Unglücklichen das Leben fristen.

Bei der Sust war das zu erhalten. Noch waren nicht so viele Schiffe den Rhein heraufgekommen, und die Lagerräume standen fast leer.

Mit Geld und guten Worten brachte er es rasch dazu, daß Stroh in einen leeren Speicher geführt wurde.

Dorthin ließ er die Gefangenen bringen, und eine dampfende Hafersuppe gab es diesmal für die Täufer und für die Auswanderer; nur war es für die Täufer schon zu spät. Die Kranken versuchten freilich davon und rochen den guten, einst so wohl bekannten Duft; aber einige waren nicht mehr im stande, die Suppe zu essen.

Herr Ritter erschrak von neuem. Daß es schlimm war, wußte er; aber so schlimm hätte er es sich nicht gedacht.

Dann blieb nur noch eine Möglichkeit: Sobald wie möglich fort! Vielleicht, daß er doch noch einige lebendig hinüber brachte und nicht das ganze Geld verlor!

Er sah, daß die Kleider der Armen zerrissen, naß und zu leicht waren; es gelang ihm, einige alte Röcke und Säcke aufzutreiben, die als Schutz gegen die Kälte und den Regen dienen konnten. Er ließ auch die Fetzen der Unglücklichen trocknen, damit sie weniger froren; aber der Speicher, in dem die Täufer nächtigten, war erfüllt von Husten, Seufzen, Stöhnen und Röcheln, und er war froh, die Stätte dieses Elends zu verlassen und einen Gasthof aufzusuchen.

Er drängte anderntags zur Abreise. Wieder mußten einige Kranke ins Schiff getragen werden.

Glücklicherweise waren noch fast keine Leute an der Ländte; aber wer vorbeikam, blieb stehen, und ein mitleidiger Bürger rief zum Schiff hinab: „Ins Spital mit den Leuten und nicht aufs Wasser, haben denn die Berner gar kein Herz?"

Niemand antwortete dem unbequemen Frager.

„Rasch, rasch", drängte Herr Ritter, „wir wollen fort!"

Wieder schwamm das Schiff den Rhein hinab, langsamer freilich als auf den wilden Wellen oberhalb Basels.

Still und stumm saßen die Weggeführten. Mit müden Blicken schauten sie auf die verschwindenden Türme von Basel, die letzten Türme der Schweiz.

Jetzt ging's in die Fremde, die Heimat blieb zurück; die Heimat, die ihnen alles genommen und nichts gelassen hatte als das arme Fünklein Leben, das trotz allen Leiden immer noch in der zerrissenen Brust glühte. Peter Hertig rollten die Tränen in den Bart. Zum zweitenmal verließ er das Land; hoffnungsvoll und voller Mut erstmals als Soldat, gebeugt und ergeben jetzt als Verbannter, und daheim wartete Vreneli umsonst! Aber eine neue Gewißheit lebte dafür jetzt in ihm. Er wußte, daß seine Trübsal, so groß sie auch sein mochte, nur zeitlich und bald zu Ende war, und daß eine Herrlichkeit auf ihn wartete, die kein Mensch beschreiben konnte.

Er schloß die Augen und sah die Emmentalerberge und sah die Türme Berns; er sah die Verfolgungen, die er und seine Brüder durchgemacht; aber alles verschwamm und verwandelte sich in die hellen Hügel der ewigen Stadt. Alles was an sein entrücktes Ohr drang: das Plätschern der Wellen und das Stöhnen der Kranken, das Rauschen des Windes in den Weiden am Ufer, verwandelte sich in Stimmen aus einer besseren Welt, wo der Lohn für die Treue auf ihn wartete.

Und wie Peter erging es den andern, erdentrückt reisten sie fort von ihrer grausamen Heimat.

Sie schwammen bei Breisach vorüber, sie sahen die Türme von Straßburg, die Storchennester von Rastatt, sie kamen nach vier Tagen in Mannheim an.

Die Täufergemeinde von Mannheim wußte von ihrem Kommen, und wer konnte, fand sich an der Ländte ein. Schon manches rheinabwärts fahrende Schiff hatte hier angehalten, und schon oft waren Täuferbrüder aufgenommen und verpflegt worden. Die große Mannheimergemeinde hatte schon oft Liebesgaben gesammelt und unter arme Vertriebene verteilt.

Als aber diesmal das Schiff ankam, lautlos im stillen Wasser, da stockte den Mannheimern das Herz, und als sie sahen, wie es in dem großen Schiff aus Bern aussah, da schluchzten sie laut auf, und ein stilles Weinen antwortete ihnen.

Mitten im Schiff lagen vier Tote, die Gesichter mit schwarzen Tüchern bedeckt; um sie herum lagen die andern, viele im Fieber, viele bewußtlos. Die wenigen, die noch aufrecht stehen konnten, bemühten sich, die Fieberkranken an ihren Plätzen zu behalten; auch die Auswanderer und die Soldaten halfen ihnen dabei.

„Hier müssen wir die Kranken ausladen", sagte Herr Ritter, „ich fahre nicht mit einem Totenschiff den Rhein hinab."

„Einverstanden", gab der Hauptmann zu, „ich sehe, daß es nicht mehr geht."

„Ich schäme mich zu sagen, daß wir von Bern kommen!"

„Ist nicht nötig", höhnte der Hauptmann, „der Bericht ging uns längst voraus!"

Mit vorwurfsvollen Blicken, mit Verachtung und Hohn schauten die Mannheimerschiffer auf die Begleiter des traurigen Transports. Seit Basel hatten sie niemanden mehr aussteigen lassen; aber hier ging es nicht mehr!

Herr Ritter besprach sich mit dem Vorsteher der Täufergemeinde von Mannheim.

„Nehmt die Kranken, ich kann nicht weiter, ich bin irregeführt worden von der Täuferkammer in Bern; ich wußte nicht, wie krank die Leute waren, die ich mitnehmen sollte!"

Wortlos, aber mit liebenden Blicken griffen die Mannheimer Brüder den Vertriebenen unter Arme und Füße und trugen die Todkranken, im ganzen neunundzwanzig, aus dem Unglücksschiff in ihre kleinen Kammern da und dort in der Stadt, im Schatten der hohen Häuser der Reichen.

Dann trugen sie auf Bahren die leichte Last der vier Toten, die ausgelitten, nach ihrem Versammlungshause, und mit klirrenden Ketten hinkten endlich die letzten aus dem Schiff, zweiundzwanzig bärtige Männer aus dem Emmental, einst aufrecht und stark, jetzt entkräftet von Krankheit und Gram; aber noch leuchteten ihre Augen in der Hoffnung, ihren Verstorbenen bald nachzukommen! Von den sechsundfünfzig, die in Bern eingestiegen, waren sie allein übrig geblieben.

Das Schiff war eines Nachts auf Floßholz aufgefahren und leckte, daß man fast nicht mehr genug Wasser schöpfen konnte; es mußte geflickt werden. Die Wartezeit benützte Herr Ritter, um Lebensmittel für die Auswanderer einzukaufen, denn die Vorräte hatten seit Bern stark abgenommen.

Der Hauptmann aber fand, die Hälfte seiner Mannschaft könnte er jetzt ruhig heimschicken, da er nur noch zweiundzwanzig Gefangene zu bewachen habe, von denen keiner fähig sei, einen Fluchtversuch zu unternehmen.

In einem Speicher am Hafen aber lagen die Zweiundzwanzig und warteten.

Peter Hertig saß am Gitter und schaute hinaus auf den trüben Rhein und auf die Wache, den blonden Schlich, der gelangweilt vor dem Speicher auf und ab schritt.

„Du", rief er dem Soldaten hinaus, „verschaff mir doch Tinte und Feder und Papier!"

Schlich langweilte sich so, daß ihm sogar dieser Auftrag eine angenehme Abwechslung war. Er ging zu der Abschrankung des Hofes, wo immer einige Mannheimer herumstanden und bat einen um das Gewünschte.

Es ging keine halbe Stunde, so war ein großer Bogen da, und Schlich reichte ihn zum Gitter hinein und Peter Hertig schrieb sein zweites Lied:

Ein Herzensweh mich überkam
Im Scheiden über d'Maßen,
Als ich von Euch mein Abschied nahm
Und diesmal mußt verlassen.
Mein Herz war bang
Beharrlich lang;
Es bleibt noch unvergessen.
Doch scheid ich gleich,
Bleibt's Herz bei Euch,
Wie sollt ich Euch vergessen?

*

Schon vor vielen Wochen hatte der holländische Gesandte Johann Ludwig Runkel an einen Freund in Amsterdam einen langen Brief über die verfolgten Täufer geschrieben.

Dort drin stand unter anderem:

„Ich habe mit Mitleid gehört, daß die Täufer so hart verfolgt werden, wie es seit Jahren nicht mehr der Fall war, und das, seit einer mit Namen Willading Schultheiß oder Bürgermeister ist, der ein gottloser Mann und aller Frommen Feind ist.

Indessen sind auch noch einige gute Männer im Rat, die diese Verfolgung nicht haben billigen wollen, dagegen haben die geistlosen Geistlichen den Schultheiß kräftig unterstützt; auch hat einer von den gottlosen Prädikanten sich nicht geschämt, zu ihm zu sagen, man sollte einigen den Kopf abschlagen, so würden die andern wohl andern Sinnes werden."

Dann stund des weiteren in dem Schreiben, wie die Gefangenen den Rhein hinab und nach Amerika verschickt werden sollten.

Mit diesem Brief ging der Empfänger, ein einflußreicher Komittierter der holländischen Mennoniten, sogleich zum Kanzler Fagel der Generalstaaten, und dieser legte ihn dem Ratspensionar, dem höchsten Würdenträger des Landes, vor.

„Dann schreiben wir eben wieder einmal nach Bern hinauf", sagte der langsam, „es graust einem sonst vor dem Wasser, das sie zu uns herunter schicken!

Es ist gar nicht zu begreifen, daß die Schweizer diese Täufer, unsere zuverlässigsten Leute, nicht in Ruhe lassen können. Sind nicht kürzlich wieder Gebrandmarkte in Amsterdam angekommen?" „Doch", sagte der Kanzler, „zwei verjagte Lehrer mit eingebranntem Bären auf dem Rücken! Die Gemeinde der Taufgesinnten hat sie versorgt, sie kamen krank und ohne Geld hier an, sehr mitgenommen von der Flucht."

„Es muß den Schweizern zu lange gut gegangen sein, daß sie solche Grausamkeiten begehen können, und in ihren engen Städten und verschlossenen Tälern haben sie den Blick nie in die Weite schweifen lassen, sonst könnten sie das nicht tun!

Wie reimt es sich aber, daß die Herren von Bern dem König von Frankreich Vorwürfe machen, weil er die Hugenotten auf die Galeeren schickt, und dann ihre Untertanen ebenso schlimm behandeln, weil sie ein wenig im Glauben abweichen?

Wie heißt es doch, Kanzler, das Wort . . .?"

„Der Herr Pensionar meint die Rede vom Splitter im Auge des Bruders."

„Ganz richtig, die Herren von Bern sehen ihn; aber den Balken im eigenen Auge sehen sie nicht!

Ich wollte noch gar nichts gesagt haben, wenn die Täufer nicht die treuesten Untertanen und Staatsbürger wären, die still und einfach leben; wenn sie auch keinen Eid leisten wollen, so hat doch ihre Versicherung op mannenwaarheid den gleichen Wert!

Kanzler, setzt für morgen ein Interzessionsschreiben zugunsten der Verfolgten auf, daß wir es in der Ratsversammlung durchsehen können; tut es nur kräftig und erinnert die Berner ruhig an das Wort: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu!"

Der Kanzler Fagel war noch mit der Abfassung dieses Schreibens beschäftigt, als sich Herr von St. Saphorin, der bernische Gesandte im Haag, melden ließ und um eine Unterredung mit dem Ratspensionar nachsuchte.

Herr Fagel warf die Feder in die marmorne Schale auf seinem Schreibtisch und stand auf, daß der große Stuhl knarrend zur Seite fuhr.

„Bringet den Gesandten herein", bat er den Ratsdiener.

Nun standen sie sich gegenüber, der Kanzler, der im Schreibstuhl schwer geworden, aber dienstfertig geblieben war, und der elegante Waadtländer, der an allen europäischen Höfen sich gleich gewandt zu bewegen verstand.

Herr Fagel wies seinem Besuch einen reich geschnitzten Stuhl vor einer Fensternische voller Blattpflanzen und setzte sich ihm gegenüber.

„Ich habe die Ehre", begann der Gesandte leichthin, „im Namen von Schultheiß und Rat der Stadt und Republik Bern bei den hohen Generalstaaten um die Bewilligung nachzusuchen, mit einem Schiffe von Auswanderern das niederländische Hoheitsgebiet passieren zu dürfen."

Der Kanzler fuhr sichtlich zusammen. „Doch nicht mit den gefangenen Wiedertäufern, die Ihre Exzellenzen von Bern nach Amerika zu deportieren gedenken?"

„Auch um diese handelt es sich."

„Unsere Regierung wird bedauern müssen, auf Ihre Anfrage nicht eintreten zu können", sagte der Kanzler langsam und nachdrücklich. „Sie steht auf dem Boden vollkommener Toleranz allen Religionen gegenüber und wird nicht dulden können, daß auf ihrem Gebiet ein Zwang, welcher Art er auch sein möge, gegen Andersdenkende ausgeübt werde."

Der Herr von St. Saphorin war nicht im mindesten überrascht. „Um Toleranz handelt es sich keineswegs", sagte er verbindlich. „Unsere Regierung von Bern anerkennt durchaus den Standpunkt der Andersgläubigen. Was den Schultheißen bewogen hat, gegen die Leute vorzugehen, das ist ihr Grundsatz der Waffenlosigkeit. In einem Lande, wie dem der Eidgenossenschaft, das keine Söldnerheere kennt, sondern die allgemeine Wehrpflicht, ist es nicht möglich, einen Teil der Bürger gewähren zu lassen, sich der Verteidigung des Staates zu entziehen.

Ihr Verhalten könnte verheerend wirken, und niemand bürgt dafür, daß sie nicht ein schlechtes Beispiel für andere werden, die vielleicht mit einer noch schlimmeren Religion den Vorwand erbringen, sich von ihren militärischen Pflichten zu dispensieren! Darin werdet Ihr mir gewiß beistimmen, und nun möchte ich Euch bitten, ein Memorandum des Hohen Standes von Bern in dieser Angelegenheit für Eure Regierung in Empfang zu nehmen und mir eine Audienz beim Herrn Ratspensionar zu erwirken!"

Die Audienz fand noch am gleichen Tage statt.

Der Herr Ratspensionar hörte aufmerksam dem Vortrage des Gesandten zu, der, wie am Morgen, lebhaft zu beweisen suchte, wie gefährlich die waffenlosen Täufer dem bernischen Staate seien.

Ungläubig lächelnd hörte der Pensionar zu; dann erklärte er kopfschüttelnd, daß er die Bernerregierung nicht begreifen könne. In Holland gebe es keine besseren Untertanen als diese; wenn sie auch nicht mit der Waffe dienten, so wirkten sie doch mit am Festungsbau und zahlten reichliche Steuern zur Verteidigung des Landes. Niemandem dürfte man sich besser anvertrauen als ihnen, und als Kaufleute und Landwirte leisteten sie dem Lande ausgezeichnete Dienste.

„Dies ist die in Holland herrschende Meinung", und deswegen, fuhr der Herr Pensionar mit erhobener Stimme fort, „muß ich bedauern, daß das Geschäft nicht nach dem Wunsche Eurer Exzellenzen von Bern ausfallen wird!

Wer immer einen Fuß in unser Land setzt, ist frei.

Wenn ein König käme mit einer Kette von Galeerensklaven, wie sie in unsere Gewässer fahren, sind sie befreit!

Niemals wird man einen einzigen Wiedertäufer, der in unserem Lande erscheint, zwingen, Ihrem Herrn Ritter nach Amerika zu folgen!"

Fortsetzung folgt.